



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

## **Universitätsbibliothek Paderborn**

### **Discurs über den Geist des Menschen**

**Helvétius, Claude Adrien**

**Liegnitz und Leipzig, 1787**

Das III. Cap. Von der Kraft zu denken überhaupt

[urn:nbn:de:hbz:466:1-49180](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-49180)



Wird solcher wohl geführt, so zeigt es Klugheit an,  
Wenn man bisweilen selbst zum Srevel schreiten  
kann.

Ich weis, zur Demuth stolzer Seelen  
Darf man nicht eben Kunst, nur die Verachtung  
wählen.

Was ich von dem Ehrgeize gesagt habe, zeigt an, nach  
welchem verschiedenen Maasse, wenn ich mich so ausdrücken  
darf, der Verstand sich mit den verschiedenen Gattungen der  
Leidenschaften vermischen mag.

Ich will dieses Capitel durch nachstehende Bemerkung  
schließen: daß, da unsere Sitten und unsere Regierungsform  
uns nicht erlauben, daß wir uns so starken Leidenschaften,  
wie der Ehrgeiz und die Rache es sind, überlassen dürfen;  
man hier gemeinlich, als Schilderer der Empfindungen,  
nur die Menschen anführet, die ein Gefühl von der väterli-  
chen und kindlichen Zärtlichkeit, oder endlich an der Liebe ha-  
ben: welche daher fast einzig und allein das französische Theater  
beschäftiget.

### Drittes Capitel.

#### Von der Kraft zu denken.

Die Kraft zu denken ist nichts anders, als eine Samm-  
lung der Begriffe und neuer Zusammensetzungen.  
Wenn man in einer Art alle mögliche Zusammensetzungen  
gemacht hätte, so würde man keine Empfindung und keinen  
Geist mehr dabey anbringen können; man würde in dieser  
Art gelehrt, aber darum nicht geistreicher seyn. Es ist daher  
ausgemacht, daß, wenn man in keiner Art mehr Entdeckun-  
gen zu machen hätte, alles alsdann bloße Wissenschaft, das  
Denken aber unmöglich seyn würde: weil man bis zu den  
ersten Grundursachen der Dinge gelangt seyn würde. Wä-  
re man einmal auf die allgemeinen und einfachen Grundsätze  
gekommen, so würde die Wissenschaft der Dinge, die uns  
bis dahin verholten hätten, fernerhin eine unnützliche Wis-  
sen



senschaft seyn, und alle Bibliotheken, in welchen diese Geschichte aufbehalten werden, würden unbrauchbar werden. Man würde aus allen Materialien der Staatskunst und Gesetzgebung, das ist aus allen Geschichten, z. E. die kleine Anzahl der Grundsätze ausgezogen haben, welche geschickt wären, unter den Menschen die möglichste Gleichheit aufrecht zu erhalten, und der besten Regierungsform einmal ihr Daseyn zu geben. So würde es der Physik und überhaupt allen Wissenschaften ergehen. Der menschliche Geist, der in einer Menge von verschiedenen Werken zerstreuet ist, würde alsdann durch eine geschickte Hand in ein kleines Bändchen von Grundsätzen gebracht werden; so beynah, wie der Geist der Blumen, welche weitläufige Ebenen bedecken, durch die Kunst des Chymisten, ganz leicht in ein Gefäß zusammengebracht wird.

Der menschliche Geist ist in Wahrheit in allen Arten der Wissenschaften noch ferne von dem Ziele, welches ich voraussetze. Ich gestehe willig, daß wir noch so bald nicht zu der traurigen Nothwendigkeit, nur gelehrt zu seyn, werden gebracht werden; und daß es uns endlich, Dank sey es der menschlichen Unwissenheit! noch lange Zeit erlaubt seyn werde, denken zu dürfen.

Der Geist setzet also allezeit eine Erfindung voraus. Aber, wird man sagen, welches ist der Unterschied unter dieser Art der Empfindung, und jener, welche machet, daß wir den Titel eines Genies erhalten? Wollen wir diesen Unterschied finden; so müssen wir das Publicum fragen. In der Sittenlehre und Staatsklugheit wird das Publicum z. E. den Machiavel und den Verfasser des Geistes der Gesetze mit dem Titel der Genies beehren; und dem Rochefoucault und la Bruyere nur den Titel von Männern von vielem Verstande beylegen. Der einzige merkliche Unterschied unter diesen beyden Arten von Männern besteht darinnen: daß die erstern wichtigere Sachen abhandeln, mehr Wahrheiten unter einander verbinden, und ein größeres Ganzes liefern, als die andern. Nun setzet die Vereinigung einer  
größern



größern Anzahl von Wahrheiten eine größere Menge von Zusammensetzungen, und folglich einen seltenern Mann voraus. Ueber dieses sieht das Publicum gern, wenn es allen denen aus einem Grundsatz gezogenen Folgen nachdenken kann: es muß also denjenigen, der ihm durch die Vereinigung einer Menge von Wahrheiten unter einerley Gesichtspunkte diesen Vortheil verschaffet, durch einen vorzüglichen Titel, als der Titel eines Genies ist, belohnen. So ist der merkliche Unterschied unter Genie und Geist in der philosophischen Klasse beschaffen.

In den Künsten, bey welchen man durch das Wort Talent dasjenige ausdrückt, was man in den Wissenschaften durch Geist bezeichnet, scheint der Unterschied beynahe eben derselbe zu seyn.

Derjenige, welcher sich nicht große Leute zu Mustern nimmt, welche in eben der Laufbahn ihm vorgegangen sind, sie nicht übertrifft, oder keine gewisse Anzahl guter Werke liefert, hat weder genug zusammengesezt, noch seinen Geist genugsam angestrengt, und hinlängliche Proben von Erfindung aufgewiesen, welche ihm den Titel eines Genies erworben hätten. Dem zu Folge sezet man den Regnard, Berzier, Campistron und Flechier in die Liste der Männer von Talent; da man Moliere, la Fontaine, Corneillen und Bofuere als Genies anführet. Zu diesem seze ich noch hinzu, daß man sogar bisweilen dem Verfasser den Titel abspricht, dem man dem Werke giebt. Eine Erzählung, ein Trauerspiel wird mit großem Erfolge aufgenommen: man kann von diesen Werken sagen, daß sie voller Genie sind, ohne daß man sich bisweilen untersteht, dem Urheber den Titel zuzugestehen. Will man denselben erhalten, so muß man entweder, wie la Fontaine, in einer Menge kleiner Stücke den Werth eines großen Werks besitzen; oder wie Corneille und Racine eine gewisse Anzahl vortreflicher Trauerspiele verfertigt haben.

In der Dichtkunst ist das epische Gedicht das einzige Werk, dessen Weitläufigkeit ein zureichendes Maaß der



Aufmerksamkeit und Erfindung voraussetzet, um einen Menschen deshalb mit dem Titel eines Genies auszuzeichnen.

Ich muß, ehe ich dieses Capitel schließe, noch zwei Anmerkungen machen. Die erste ist diese, daß man in den Künsten nur diejenigen mit dem Namen des Geistes bezeichne, welche, ohne Genie und Talent in einer Art, die Schönheiten einer andern Art in dieselbe herüberbringen: von der Art sind z. E. des Herrn von Fontenelle Lustspiele, welche von dem komischen Genie und Talent entblößt, von einigen philosophischen Schönheiten glänzen. Die andere besteht darinn, daß die Erfindung dem Geiste vergestalt eigen sey, daß man bis hieher diejenigen, welche nützlichen Bedienungen vorstehen, deren Verwaltung aber keine Erfindung erfordert, mit keinem Beynamen bezeichnet habe, die sich nur für einen großen Geist schicken. Eben derselbe Gebrauch, welcher dem Richter, dem Rentmeister <sup>i)</sup> und dem geschickten Rechenmeister das Beywort gut beygelegt, erlaubt uns, dem Dichter, Gesetzgeber, Feldmesser und Redner den Beynamen erhaben zuzueignen. Der Geist setz also jederzeit Erfindung voraus. Diese Erfindung, welche in dem Genie erhabener ist, fasset über dieses eine weitere Aussicht in sich; sie setz folglich sowohl mehr Hartnäckigkeit, welche über alle Schwierigkeiten sieget, als Kühnheit des Charakters, welche sich neue Wege bahnet, voraus.

Dieses ist der Unterschied zwischen dem Genie und dem Geiste, und der Hauptbegriff, den man mit dem Worte Geist verknüpfen muß.

Nachdem ich diesen Unterschied aus einander gesetzt habe, muß ich noch anzeigen: daß wir aus einer Armuth der Sprache gezwungen sind, diesen Ausdruck in tausend verschiedenen Bedeutungen anzunehmen, die nur von einander durch die Beyworte unterschieden werden, welche man zu dem Worte Geist hinzusetzt. Diese Beyworte, welche je-

<sup>i)</sup> Ich sage deswegen nicht, daß gute Richter und Rentmeister nicht denken dürften; sondern ich sage nur, daß sie als Richter und



berzeit von dem Leser oder dem Zuschauer angegeben werden, beziehen sich beständig auf den Eindruck, welchen eine gewisse Art der Begriffe auf ihn gemacht haben.

Hat man von dieser Sache so vielmal und vielleicht ohne Erfolg gehandelt, so ist es daher gekommen, daß man den Geist nicht aus diesem Gesichtspunkte betrachtet hat; daß man die Beyworte, fein, stark, leuchtend 2c., welche man zu dem Worte Geist gesetzt hat, für wesentliche und unterschiedene Eigenschaften gehalten hat; und daß man endlich diese Beyworte nicht als einen Ausdruck der verschiedenen Wirkungen, welche sie auf uns machen, und als verschiedene Gattungen von Begriffen und verschiedene Weisen solche auszudrücken, angesehen hat. Um die über diese Sache ausgedehnte Dunkelheit zu vertreiben, will ich mir Mühe geben, in den folgenden Capiteln die verschiedenen Begriffe deutlich zu bestimmen, die man mit denen, dem Worte Geist oft beygesetzten Beywörtern, verbinden muß.

#### Viertes Capitel.

#### Von der feinen und nachdrucksvollen Denkungsart.

In der Physik giebt man dem den Namen fein, was man ohne Mühe nicht wahrnehmen kann. In der Moral, das ist, so bald es Begriffe und Empfindungen giebt, leget man eben demjenigen den Namen fein bey, was man ohne einige Anstrengung des Geistes und ohne große Aufmerksamkeit nicht erkennen kann.

Der Geizige bey dem Moliere hat seinen Bedienten im Verdacht, daß er ihn bestohlen hätte: er durchsucht ihn; und da er in seinen Taschen nichts findet, sagt er zu ihm: ohne dich zu durchsuchen, gieb mir das wieder, was du mir genommen hast. Dieser Ausdruck Harpagon's

und Rentmeister keiner Erfindung der Beschaffenheit eines Geseßgers  
nötig haben; man wollte denn bers vermengen.  
die Eigenschaft eines Richters, mit